

Vorwort – «Ich bin Welt»

Alltag. Es drängt. Der Moment ist die Totale. Leben, Arbeit, Liebe. Für nichts mehr scheint noch Zeit, alles drängt, verdichtet sich, ist jetzt, sofort, vollständig da, ohne Innehalten. Und genau deshalb nimmt sich Thomas Gröbly Zeit. Er hält an, schaut, fühlt, tastet, riecht, schmeckt, als würde ihm die Welt noch einmal ganz neu begegnen. Als würde sie noch einmal anfangen wollen, mit dem Kleinen, Übersehenen, Unbeachteten. Mit dem, was man so Alltag nennt. Als ob er diesen Alltag wie unter dem Mikroskop abtasten würde nach dem, was auf einmal anders zählt. Das geht von Wörtern aus, von Sternfäden, die zu Sternfäden werden. Als ob sein Blick die Welt um sich herum Zentimeter für Zentimeter abwanderte. Eine haptische Poesie der Langsamkeit, der Genauigkeit, des schmerzhaften Gehens, der minutiösen Suche, des Ausfilterns. Was hat denn wirklich Gewicht?

Die Titel der Gedichte stehen für sich: Welle, Wegnebeln, Verstehen, Friedhof, Vergaser, Rekord, Sterben, Rot, Zündkerze. Verblüffend einfache Fragen eröffnen unverhoffte Perspektiven, stellen Unhinterfragtes in Frage, Konkretes löst sich in Universelles auf. Es geht um Nähe und Fremdheit, Menschen, Tiere, Sterben. Und immer wieder um Natur, um Jahreszeiten, um Werden und Vergehen, vor allem aber um den eigenen Körper, nun das Maß aller Dinge, dem er mit seinen Worten trotzig zu begegnen sucht.

Was hat dieser Körper schon zu sagen gegen Wörter wie Urvertrauen, Blaustern, Plantago, Gottesteilchen, Zeuseln, Trostpflaster?

Die Gröbly-Haikus suchen nach dem Leben in den Wolken, im Totholz, in den Regenwürmern, in der Horizontale. Es geht um das Überraschende, um neue Verknüpfungen, um die Hoffnung nach Neuem, um die Hoffnung nach dem unentdeckten Kosmos, der nicht gesehenen Möglichkeit. Man spürt den Blick des Bio-Bauern, des Moralisten und Ethikers, vielleicht auch des evangelischen Theologen, der seine Umwelt hyperkritisch im Blick hat, zugleich aber seine Kritik auch immer an sich selber adressiert. Dazwischen Angst, Begrenzung, aber auch Freude am Sprachspiel, mit der Lust an der unerwarteten Pointe.

Die Gedichte von Thomas Gröbly sind versunkene Fokussierung, sie sind Konzentration und auch Transformation. Sie berühren, weil in ihnen eine Stimme vorsichtig, nervös, prüfend, genau, wund unterwegs ist. Weil da einer spricht, der trotz all des Unentrinnbaren gut mit sich ist, gut mit seiner Welt umgeht. Wie sollte es keinen Zorn geben, wie sollte der Blick nicht flackernd sein, aber für Mutlosigkeit ist hier kein Platz. In den Gedichten ist Weite, weil der Autor sie gewähren kann. Sein Credo: Das Maß der Dinge kommt von den Worten. Sie sind der Körper, der die Welt vermessen soll.

Andreas Petersen